Vom unbekannten Gottfried Keller

Autor(en): **R.R.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 31

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-648026

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

im Leben zurecht zu finden, sodaß ich mich nun ganz glücklich fühle, hier im Dorfe Lehrer sein zu dürfen, so bescheiden der Posten auch ist . . ."

Er machte eine kurze Pause, um dann fortzufahren: „Und nun begehen wir morgen hier die Bundesfeier, die schweizerische Freiheitsfeier, und da du ja morgen noch hier bist, so komm', Fritz, feiere mit, höre dir die Lieder an und das Glockengeläute und betrachte dir auch die Höhenfeuer und bedenke, was das alles zu bedeuten hat. Ich will wetten, auch bei dir muß die alte, treue Liebe zum Vaterland wieder im Herzen erwachen, die Liebe zur Heimat, ohne die man gar kein rechter Schweizer sein kann, und die in der Tat mit engherzigem, eingebildetem Patriotismus nichts zu tun hat."

Nicht ohne Bravorufe und beifällige Worte hatten die Bauern dem Lehrer zugehört. Fritz Zwahlen aber trank sein Bier aus, brummte nur noch: „Hier will man mich nicht verstehen", und verließ die Stube. Tags darauf nahm er wohl an der Bundesfeier teil, allein nur in der Absicht, sich über dieselbe lustig zu machen. Es wollte ihm dies aber doch nicht gelingen. Und als dann die Glocken läuteten, die Höhenfeuer auf den Alpen, auf Hügeln und Bergen ringsum aufflammten und der Gemischte Chor seine vaterländischen Weisen zu singen begann, da liefen Fritz Zwahlen doch ein paar heiße Tränen verstohlen übers Gesicht.

. . . Und an diese Tränen mußte er sich später auch in der Fabrikstadt immer wieder erinnern und sich dabei eingestehen, daß in ihm nun doch wieder das Gefühl der Liebe für das Vaterland erwacht sei. Die Lust zum Schimpfen war ihm vergangen, und man fand ihn später bei jener Arbeiterschaft, die so gut wie der Bürger auf vaterländischem Boden stehen will. Das war die Rückkehr Fritz Zwahlens. Er hatte in seinem Innern — heimgefunden!

Vom unbekannten Gottfried Keller

Am 19. Juli 1819 — vor 120 Jahren — wurde Gottfried Keller, der Dichter des „Grünen Heinrich", in Zürich geboren. Von seinem, bis heute unvergessenen Schaffen sagt einer seiner Biographen: Ob der Dichter Formen vergangenen Daseins in seinem Werke darstellt, ihr Sinn ist unvergänglich und wirkt als Lebensgesetz auch in der Gegenwart und in der Zukunft. Was jenes Geschlecht zu retten vermochte, vermag auch uns zu erhalten: „Das Gewissen und die Kraft."

Als vor einigen Jahren in Deutschland der Film „Hermine und die sieben Aufrechten" erschien, da mag mancher über der Freude an diesem so besonders gelungenen Bildstreifen auch den Dichter nicht vergessen haben, der fünfundsiebzig Jahre früher den Vorwurf dafür geschaffen hat: Gottfried Keller. Denn unter den „Züricher Novellen" Kellers ist das „Fähnlein der sieben Aufrechten" sicher die schönste; ja, dieses Kleinod deutscher Prosadichtung gehört wohl überhaupt mit zu dem Köstlichsten, was je in deutscher Sprache geschrieben worden ist . . .

Die Gewissensfrage nach dem „Grünen Heinrich".

Und in der Tat: noch heute, 120 Jahre nach dem Tage, der den Schweizer Dichter das Licht der Welt erblicken ließ, steht die stattliche Zahl seiner „Gesammelten Werke" in unseren Bücherschränken unmittelbar neben den Werken Goethes und Schillers. Und wenn Kellers Biograph von den unvergänglichen Lebensgesetzen spricht, die der Dichter gestaltet habe, so gilt dies vor allem für Kellers Hauptwerk, für den „Grünen Heinrich" . . . — „Haben Sie ihn denn auch gelesen?" fragte mich kürzlich ein Freund, als irgendwie das Gespräch darauf kam. Ich war ziemlich verwundert über eine derartige Frage.

Und da kam es heraus: der Gute nannte das seine „Gewissensfrage nach dem ‚Grünen Heinrich'". Und er teilte die Menschen, mit denen er umging, tatsächlich danach ein. „Er hat den ‚Grünen Heinrich' noch nicht gelesen! Nun, dann hat er noch manches vor sich." Oder, „Er hat ihn gelesen; also weiß er, was schön und gut ist."

Das beste war, dem neugierigen Frager mit einer Gegenfrage zu kommen: „Kennen Sie Kellers Beziehungen zum Luftschiff?" — Ha! Die Frage saß! Und so konnte ich denn erst jenes merkwürdige Gedicht des Geisterbanners Justinus Kerner auskramen, das Keller veranlaßte, bereits um die Mitte des 19. Jahrhunderts zum Problem des Luftschiffes poetisch Stellung zu nehmen.

Kerner hat sich in jenem Gedicht, das 1845 im „Morgenblatt" erschienen war, darüber beklagt, daß mit dem Heraufkommen des technischen Zeitalters alle Poesie aus der Welt verschwinden würde. „Des Dampfwagens wilder Pfiff" verscheuche die Musen. Und bald werde es so weit kommen, daß auch „der unselige Traum des Fliegens" in Erfüllung ginge und: „wo einst singend Lerchen schifften, schifft grämlich stumm Britannias Sohn". Und weiter heißt es dann in dem Kerner'schen Gedicht komisch-traurig:

Fühl Regen ich beim Sonnenscheine,
Such nach dem Regenbogen keck,
Ist es nicht Wasser, wie ich meine,
Wurd' in der Luft ein Oelfaß leck . . .

Gottfried Keller, der Lebensbejaher, antwortete darauf, daß sich die Poesie durch nichts vertreiben lasse. Und die Technik dürfe nichts anderes sein, als die endliche Bändigung der Naturgeister zum Nutzen der Menschen und also auch der Dichter. Und er schließt mit den Worten:

Und wenn vielleicht in hundert Jahren
Ein Luftschiff hoch mit Griechenwein
Durchs Morgenrot käm angefahren —
Wer möchte da nicht Fährmann sein?

Dann bög ich mich, ein sel'ger Zecher,
Wohl über Bord, von Kränzen schwer,
Und gösse langsam meinen Becher
Hinab in das verlassne Meer.

„. . . vielleicht in hundert Jahren" — nun, der Traum des Dichters ist um einiges eher in Erfüllung gegangen! Als der 71jährige die Augen schloß, konnte er nicht ahnen, daß damals schon ein gewisser Graf Zeppelin an der Arbeit war, ein Luftschiff zu konstruieren, von dem aus einmal die Passagiere hinab aus Weltmeer — allerdings nicht auf ein verlassenes, sondern von gewaltigen Ozeanriesen bevölkertes! — blicken würden.

Man hat das Hauptwerk Kellers, den „Grünen Heinrich" — der hier den Anlaß zu der obigen Exkursion in die dichterischen Luftschiffräume abgeben mußte — einen „Erziehungsroman" genannt. Und er ist es in einem höheren Sinn als es dieses Literaturwort ausdrücken kann! Denn hinter ihm steht der Dichter, der sich selbst erzog.

Zwar hatte Keller schon während seiner Berliner Zeit ernsthaft künstlerisch gearbeitet — das „Fähnlein der sieben Aufrechten" entstand in Berlin —, sodaß er manchmal „alle Finger voll Tintenkleckse" hatte. Die Vollendung seiner Persönlichkeit aber erfuhr er erst, als er die Stellung als „Erster Staatsschreiber seines Landes" annahm und in diesem Amt „mit hartem Zwang die ungebundene Schaffensfreiheit bändigen lernte". Der eidgenössische Kanzler Schieß hat dem Dichter das Zeugnis ausgestellt, er sei der beste, zuverlässigste Staatsschreiber in der Schweiz gewesen. Und als Keller nach fünfzehnjähriger Amtstätigkeit diese Arbeit niederlegte, hatte sie ihn so erzogen, daß er nun in Freiheit und Disziplin zugleich sein eigentliches Werk tun konnte: das Werk des Dichters, der Unvergängliches gestaltet.

NR.